

Ein Brunnen im Indianerland

Predigen kann er nicht, der Meister Luiz. Er gibt den Menschen Wasser – und hat sie mit Strassen und Brücken verbunden.

RUEDI LEUTHOLD

«Eben war es noch gut», sagt Meister Luiz, «und jetzt ist es wieder schlecht.» Der Bohrhämmer schlägt 14 Meter unter dem Boden. Oben spuckt die Druckluft, die der Kompressor in die Tiefe jagt, Lehm und Schlamm aus. Kein Wasser! Seit einer Stunde schon.

Es ist Trockenzeit im Savannengebiet des westlichen Brasiliens. Die Sonne brennt. Im Buschwald des Indianerlandes schwirren die Mücken. Schweiß, Staub und Lehmspritzer verkleben Meister Luiz' Gesicht. Die Kinder des kleinen Indianerdorfes haben längst den Schatten gesucht.

Die Bohrmaschine dreht und jault und kommt nicht weiter. Was jetzt, Mestre? Aufgeben? Einen andern Platz suchen? Die 29 Bewohner des Weilers «Tres Rios» im Indianerreservat Sangradouro im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso ohne ihren ersehnten Brunnen zurücklassen? Mestre Luiz hustet sich den Staub aus der Lunge, dann lächelt er ein bisschen.

Teil ihrer Familien geworden

Der Mann ist 75-jährig und eine Legende im Land der Xavantes-Indianer. Getauft wurde er in Mochenwangen in Baden-Württemberg auf den Namen Alois Würstle, elftes von dreizehn Kindern einer Arbeiterfamilie. Mit zwölf wusste Alois, dass er Missionar werden wollte. Kein Prediger. Einer, der Brücken baut, so wie es die Missionare in Afrika taten, von denen ihm sein Pfarrer erzählt hatte. Das hatte ihn beeindruckt. Der Pfarrer schickte seinen Ministranten in eine Schule der Salesianer, wo er Elektriker lernte. Er trat in den Orden der Salesianer Don Boscos ein. Mit 19 kam er nach Brasilien, hier wurde aus dem Bruder Alois der Mestre Luiz.

Und jetzt weiss er gar nicht mehr, wie viele Brücken und wie viele Kilometer Strasse er schon gebaut hat. Dazu drei Wasserkraftwerke, über 250 Brunnen. Aber er weiss, dass dieser hier, der Brunnen von Tres Rios, einer seiner letzten sein wird. Aufgeben? Wie kann man nur fragen! Er geht zum Lastwagen, auf dem ein Hebekran installiert ist, und gibt seinen beiden Helfern ein Zeichen. Paulinho und Osmar wissen, was das bedeutet. Die Bohrrohre wieder hochziehen, auseinanderschrauben, ein weiteres Plastikrohr in den Boden pressen, um zu verhindern, dass sich das Bohrloch immer wieder mit einbrechendem Lehm und Schlamm



Der Brunnenbau von Meister Luiz (Bild oben), Paulinho und Osmar in «Tres Rios» im Indianerreservat Sangradouro. (Bilder: Florian Kopp)

füllt. Dann die Bohrrohre wieder zusammenschrauben. Zum dritten bereits. Weder Paulinho noch Osmar machen eine Bemerkung. Auch wenn sie sich vielleicht ihre Sache denken. Denn auf einer Tiefe von neun Metern sprudelte Wasser, und zwar nicht wenig! Aber Meister Luiz wollte weiter graben, noch tiefer.

Paulinho Becerra kam vom Nordosten Brasiliens, Osmar Guarienti aus dem Süden. Beide besuchten eine Schule der Salesianer, beide arbeiten seit Jahren mit Luiz zusammen. Auch andere brasilianische Mitarbeiter versuchten es, gingen aber wieder und behaupteten, der Deutsche sei unhöflich und stur. Dabei, so wissen Paulinho und Osmar mittlerweile, spricht der Meister einfach wenig. Und wenn er etwas will, so hat sie die Erfahrung gelehrt, dann hat das meistens auch seinen guten Grund. Längst ist Luiz zu einem Teil ihrer Familien geworden. Der deutsche Klosterbruder ist Taufpate von Paulinhos vierzehnjährigem Sohn Lucas. Er hat ihm ein paar gute Schuhe geschenkt, damit er sie jetzt, in den Ferien, bei den Bohrarbeiten begleiten kann.

Ihm selber, dem Alois Würstle, hatte der Vater damals, als er die Elektrikerlehre bestanden hatte, ein Motorrad versprochen. Was will ich mit einem Motorrad?, hatte Alois gefragt, als Missionar brauche ich Werkzeug. Nimm Bücher mit, hatte ihm sein Bruder geraten, als er endlich nach Brasilien aufbrach. Stattdessen kam er dort mit 300 Kilogramm Werkzeug an. 56 Jahre später ist er mit schwerem Bohrgerät unterwegs, mit dem er bis in eine Tiefe von 150 Metern nach Wasser suchen kann, mit Lastwagen und 300-PS-Kompressor, bezahlt mit Spendengeldern aus Deutschland, der Schweiz, Spanien und Nordamerika.

Ein Leben für sauberes Wasser

Das Indianerreservat von Sangradouro, 3000 Bewohner, 125000 Hektar der weltweit reichhaltigsten Savannenlandschaft:

Jetzt steht er vor den vielen Schaltern, mit denen er seine Bohrmaschine bedient, das blaue Übergewand verdreckt, das weissblonde Haar eingefärbt vom rötlichen Staub. Er lässt die Maschine weitere Plastikrohre in den Boden pressen, überzeugt davon, dass er in grösserer Tiefe auf Grundwasser stossen wird. Sauberes Wasser für die Bewohner des Weilers Tres Rios. Das ist seine Aufgabe, nichts anderes. Strenge Mitbrüder haben ihn dafür auch schon kritisiert. Sie haben grössere Ziele: Die Erhaltung der indianischen Kultur, die Verteidigung ihres Landes. «Ich kann halt nicht predigen», gab Meister Luiz zur Antwort, «ich kann Gutes tun nur mit meinen Händen.» Dafür bekam er 2009 das Bundesverdienstkreuz, dafür wurde er zum Ehrenbürger des Bundesstaates Mato Grosso ernannt. Aber am meisten gefreut hat ihn etwas anderes. Als eine Missionsstation ihr 50-jähriges Bestehen

feierte und alle Kirchenleute, die in ihrer Geschichte einen wichtigen Beitrag geleistet hatten, auf die Bühne gerufen wurden, ging er irgendwie vergessen. Da kam eine Frau der Xavantes nach vorne, was ungewöhnlich war. Weil sich Frauen in öffentlichen Versammlungen kaum je äussern. Aber sie forderte laut: Jetzt wollen wir den Mestre Luiz sehen! Der uns das Leben erleichtert mit seinen Brunnen. Da war er gerührt und dachte, dass es vielleicht doch nicht so falsch war, was er getan hat in seinem Leben. Wie sollen die Leute denn für ihre Kultur und ihr Land kämpfen, wenn sie krank sind, weil sie verschmutztes Wasser trinken? Wenn die Frauen lange Wege zurücklegen müssen, um das Wasser zu holen, und sie ihre Kinder nicht zu schicken wagen wegen giftigen Schlangen? So wie hier in Tres Rios. Es war Ricardo, der Lehrer, der heute Morgen eröffnete, wo das Dorf ihren Brunnen wünschte. Und dann begannen Luiz, Paulinho und Osmar mit der Arbeit.

Kampf um Kulturerhalt

Noch fischen und jagen die Xavantes-Indianer in ihrem Land. Einige gehen auch an die Universität. Nicht wenige, verloren zwischen den Welten, betrinken sich. Im Südwesten Brasiliens ist Alois Würstle, der seine Heimat verlassen hat, um Brücken zu bauen für die Menschen, in eine schwierige Geschichte hineingeraten.

Mitte des 19. Jahrhunderts flohen die Xavantes vor den anrückenden weissen Siedlern vom fruchtbaren Hochland Brasiliens ostwärts in den dichten, von Sümpfen umgebenen Buschwald. Innert kurzer Zeit beherrschte das kriegerische Volk die Region, verdrängte andere indianische Völker. Die Salesianermissionare kamen 1894 nach Mato Grosso, begannen die Bororo-Indianer zum christlichen Glauben zu bekehren, eine jener Gruppen, die von den Xavantes vertrieben worden waren. 1934 baten die Missionare die Regierung um Unterstützung für die Evangelisierung der kriegerischen Xavantes, «um das riesige Gebiet zwischen den Flüssen Xingu und Araguaia für die Fortschritte unserer Zivilisation zu öffnen». Zwei Missionare wurden umgebracht, als sie versuchten, mit den Xavantes Kontakt aufzunehmen. 1956, dezimiert von eingeschleppten Krankheiten, aufgegeben von Streitigkeiten untereinander, kam eine grössere Gruppe von Xavantes freiwillig zu den Missionaren.

10000 unterschiedliche Pflanzen, 935 Vogelarten, 298 Säugtiere, 268 Reptilien. Eine Insel im Meer von gleichförmigen, in den Labors von internationalen Saatgutproduzenten gezüchteten Pflanzen, das in den letzten Jahren entstanden ist. Der Bundesstaat Mato Grosso ist Brasiliens grösster Produzent von Sojabohnen, Mais und Baumwolle. Die Anbaufelder befinden sich wenige hundert Meter von den Dörfern der Indianer entfernt. Nicht selten trägt der Wind die Chemikalien der Sprühflugzeuge über den Rand der Felder hinaus. Forscher der staatlichen Universität von Mato Grosso fanden in der Muttermilch von 62 untersuchten Frauen im Sojagebiet Rückstände von Agrochemikalien. In indianischen Dörfern, wo man solches bisher nicht kannte, nehmen Krebserkrankungen zu. Eigentlich wäre in Brasilien auch das Versprühen von Agrochemikalien strengen Vorschriften unterworfen. Nur weiss der Bohrmeister aus Deutschland, dass niemand deren Einhaltung kontrolliert. «Ich weiss ja selber, was es bedeutet, arm zu sein, Hunger zu haben. Wer arm ist, zählt nichts.»





Zu dieser Zeit kam Alois Würstle nach Brasilien, baute Brücken und Strassen für neue Schulen und neue Kirchen im Indianergebiet. Und er erlebte, was die «Zivilisation» für die Indianer bedeutete: Viele wurden von landhungrigen Siedlern umgebracht, erschossen oder vergiftet. Diese Erfahrung veränderte die Missionsarbeit radikal: Jetzt begannen die Salesianer dafür zu kämpfen, dass die Indianer ihr Land behalten durften. 1976 wurde der deutsche Pater Rudolf Lunkenbein deswegen von Farmern erschossen. Die Mörder blieben ungestraft. Aber die Xavantes bekamen einen Teil ihres Landes zurück. Unterdessen führen sie auch ihre Schulen selber. Die Salesianer in den Missionsstationen setzen sich jetzt hauptsächlich dafür ein, dass die Xavantes, mit denen sie über eine lange Geschichte verbunden sind, auch im Kontakt mit der westlichen Welt ihre Identität und ihre Kultur nicht verlieren. Mestre Adalbert Heide, Salesianerbruder wie Alois Würstle, kam mit 29 zu den Xavantes. Fünfzig Jahre lang fotografierte er ihre Tänze und Rituale, mit einem Mitbruder zusammen entwarf er eine Grammatik ihrer Sprache. Jetzt ordnet er in einer Missionsstation von Sangradouro alte Filme und stellt fest, dass die jungen Xavantes heute lieber Fussball spielen als ihre traditionellen Feste zu feiern. Aldo Tserewara ist der Älteste dieser Xavantes-Siedlung, 12 Kinder, 39 Enkelkinder. Er ist der Sohn jenes Häuptlings, der seine Sippe zu den Missionaren brachte. «Hier», so erinnert er sich, «wurden wir gut behandelt. Man gab uns zu essen, Kleider, Medikamente.» Trotzdem, so denkt er heute, sei sein Volk früher glücklicher gewesen. «Heute zerstört der Schnaps viele Leben», sagt er, «und für viele junge Leute zählt das Wissen von früher nichts mehr.» Manchmal ist Mestre Luiz froh, dass nicht er es ist, der diesem Volk den richtigen Weg weisen muss.

Letzter von über 250 Brunnen?

Er baut die Brunnen. Das ist sein Beitrag. «Letzten Endes», so sagt er, «müssen die Indianer selber entscheiden, wo sie hinwol-

len.» Und dann, aus einer Tiefe von 25 Metern, sprudelt plötzlich Wasser. Paulinho und Osmar reißen die Arme in die Höhe, als hätten sie eben ein Tor geschossen. Meister Luiz lächelt ein bisschen. Dann hievt er mit dem Hebekran die Säulen für den Wassertank und die Solarmodule vom Lastwagen. Einmal erfand er eine Wasserpumpe, die mit einer Wippschaukel verbunden war. Während die Kinder schaukelten, pumpten sie das Wasser hoch. Aber dann sah er, dass die Kinder des Spielens rasch müde wurden, und dass es dann die Mütter waren, die das Wasser von Hand heraufpumpen mussten. Jetzt benützt er Sonnenenergie, um den Strom für die Elektropumpe zu erzeugen. Seit er erlebt hat, dass Männer eines Dorfes die Solaranlage abbauten, um abends Fernsehen zu gucken, verzichtet er auf den Einbau einer Batterie. Es sind ja auch nicht die Männer, die das Wasser holen.

Es ist schon dunkel, als die Karawane von Meister Luiz zur Don-Bosco-Station zurückkehrt. Der Brunnen von Tres Rios steht, eines seiner letzten Werke. Die brasilianische Regierung hat ein neues Programm angekündigt, mit dem sie sauberes Wasser für die ganze Bevölkerung garantieren will. Der Meister ist müde. Er und seine Helfer werden noch genug zu tun haben, die bestehenden Brunnen instand zu halten.

In der Missionsstation haben die Schwestern das Nachtessen zubereitet. «Es sind die Schwestern», sagt Luiz, «die mich zu einem besseren Menschen gemacht haben. Nie haben sie es an einem guten Wort fehlen lassen.» Und ein Bier haben sie ihm auch in die Küche gestellt. Das vermisst er manchmal in dieser hektisch gewordenen Welt: etwas mehr Liebe, etwas mehr Rücksichtnahme. Zum Glück hat er seine Leute, die seine Freunde geworden sind und seine Familie. Paulinho und Osmar. Denkt er daran, irgendwann nach Deutschland zurückzukehren? «Man soll dort sterben, wo man gearbeitet hat und wo man geschätzt wird.» Den Alois Würstle kennt keiner mehr. Den Mestre Luiz kennen alle. ■